

Richard L. Cary Vorlesung

Lasst euer Leben sprechen ...

Das Christus-Licht
in gewöhnlichen Menschen wie du und ich

Pleasaunce Holtom

Herausgegeben von der
Religiösen Gesellschaft der Freunde (Quäker)
Deutsche Jahresversammlung e. V.

1984

Richard L. Cary Vorlesung

Lasst euer Leben sprechen ...

Das Christus-Licht
in gewöhnlichen Menschen wie du und ich

Pleasaunce Holtom

© Pleasaunce Holtom 1984/2017

Herausgeberin: Religiöse Gesellschaft der Freunde (Quäker)
Deutsche Jahresversammlung e. V.
Bombergallee 9
31812 Bad Pyrmont

www.quaeker.org

Bearbeitung Online-Ausgabe: Esther Köhring und Uwe Schiller

Richard L. Cary

Richard L. Cary wurde am 14. März 1886 in Baltimore, Maryland, geboren und absolvierte die Ausbildung zum Bergwerksingenieur. Er unterrichtete Mathematik an der Princeton University, als er sich im Jahre 1919 dem American Friends Service Committee in Philadelphia zur Verfügung stellte, um an der Organisation der Kinderspeisung mitzuarbeiten, die von den amerikanischen Quäkern in Deutschland nach dem Kriege durchgeführt wurde. Im Dezember 1919 kam er nach Deutschland, wo ihm die Arbeit im Ruhrgebiet zufiel. Er blieb hier bis zum August 1920.

Nach seiner Rückkehr nach Amerika wandte er sich dem Journalismus zu und wurde Mitglied des Schriftleiterstabes einer der bedeutendsten amerikanischen Zeitungen, der Baltimore Sun. Als Verfasser der Leitartikel dieser Zeitung war es sein Bestreben, der amerikanischen Öffentlichkeit die Gedankenwelt anderer Länder näher zu bringen und dadurch die durch den Krieg entstandene geistige Trennung der Völker zu überwinden. Hieraus entstand in ihm der Wunsch, wieder nach Deutschland zu gehen.

Im Jahre 1930 siedelte er mit seiner Familie nach Berlin über, um das Amt des amerikanischen Sekretärs in dem dortigen internationalen Sekretariat der Religiösen Gesellschaft der Freunde (Quäker) zu übernehmen. Seine ganze Arbeit war von der tiefen Überzeugung getragen, dass die Welt nur zum Frieden gelangen könne, wenn alle Beziehungen unter den Völkern darauf gegründet werden, dass der Mensch das Ebenbild Gottes ist. Durch vielseitiges Wissen konnte er vielen helfen. Er gewann weitreichende Verbindungen. So wurde er auch in den Vorstand der amerikanischen Handelskammer zu Berlin gerufen.

Im Frühjahr 1933 machte er eine Reise nach Amerika, wo er zahlreiche Vorträge hielt. Vielleicht ist es dieser Überanstrengung zuzuschreiben, dass ihn ein Schlaganfall traf, an dessen Folgen er am 16. Oktober desselben Jahres in Berlin starb. Seine Asche ist auf dem Quäkerfriedhof in Bad Pyrmont beigesetzt.

Zum Gedächtnis an Richard L. Cary hatten seine Freunde in Baltimore einen Betrag gesammelt, der dazu bestimmt war, in jedem Jahr während der Jahresversammlung der deutschen Quäker eine Vorlesung über Fragen zu ermöglichen, die sich aus der religiösen Grundhaltung des Quäkertums ergeben. Seit 1960 übernimmt die Deutsche Jahresversammlung die Verpflichtung, die Vorlesung im Sinne der Freunde aus Baltimore weiterzuführen.

Während der Trauerfeier für Richard Cary in Berlin wurde – wie es im Quäker Ende 1933 heißt – hervorgehoben, mit welcher inneren Hingabe und Liebe Richard **und** seine Frau Mary in ihrer Arbeit gestanden hätten, seit sie nach Deutschland gekommen seien. Mary werde die Arbeit fortsetzen, die sie zusammen mit ihrem Manne begonnen habe. Und als Mary dann Deutschland verließ - wie es im QUÄKER Ende 1934 heißt - wurde von Emil Fuchs betont, sie sei zuständig gewesen für die Kindergruppe, die Jungquäker und die Studentenarbeit. Sie habe die Kraft und die Freudigkeit besessen, das gemeinsame Werk weiter zu tun im Geiste der Liebe und der Treue, in der sie es gemeinsam mit Richard getan hätte.

Inhalt

Einführung	9
Besondere Menschen, in denen für mich das Christus-Licht geleuchtet hat	10
Wir müssen erst unseren Glauben kennen, ehe wir ihn weitertragen	17
Wir brauchen Schönheit und schöpferisches Tun	22
Beten ist unentbehrlich	25

Einführung

Ich war zunächst ganz überrascht, aber auch sehr gerührt, als ich den Brief bekam mit der Einladung, diese Richard-Cary-Vorlesung 1984 zu halten. Meine anfängliche Überraschung wich allmählich der Überlegung, dass das, was die deutschen Freunde veranlasst hatte, mich zu fragen, ihre große Liebe zu meinen Eltern war, die in Deutschland in den frühen dreißiger Jahren tätig gewesen sind – zusammen mit Richard Cary. An ihn kann ich mich gerade noch erinnern. Deutlicher ist mir seine Frau, Mary, im Gedächtnis und ihre Kinder, die in unserem Alter waren und mit denen wir während jener Jahre in Berlin manchmal gespielt haben.

Ich habe mich gefragt, ob ich denn den Freunden noch irgend etwas anderes zu bringen habe, als ihnen Gwen und Corder Catchpool ins Gedächtnis zu rufen. Möglicherweise hätte ich genug finden können zur Ergänzung der bereits gut beurkundeten Lebensläufe dieser beiden außergewöhnlichen Menschen. Wenn wir den Blick auf Lebenswege in der Vergangenheit richten, kann das uns bestimmt Inspiration schenken; aber dabei besteht die Gefahr, dass Nostalgie und Sentimentalität sich mit einschleichen, besonders wenn man älter wird. Es ist bedeutungsvoll, dass George Fox gerade an seine Eltern geschrieben hat: „Achtet die Gegenwart, eurer Seele zuliebe! Sucht, findet und teilt euch mit. Denn keine andere Zeit ist da als nur diese Gegenwart.“

Wir leben in der Gegenwart, und zu Recht tritt unser eigenes Erleben in den Vordergrund; hier und jetzt haben wir den Mut zum Handeln zu finden. Wenn wir mit unseren Gedanken bei den großen Geistern der Vergangenheit verweilen, kommen uns auch unsere vielen Schwächen zum Bewusstsein. Wir befürchten dann, dass wir mit unserem Leben unserer hohen Berufung als Quäker nicht gerecht werden, besonders wenn eine Prüfungszeit kommt. Wir vergessen leicht, dass jene, die im geschichtlichen Abstand als Propheten oder Heilige gelten, oft ganz gewöhnliche Menschen waren. Beim Lesen ihrer Lebensgeschichte ist beeindruckend, dass auch sie sich oft ungeeignet und unwert fühlten, wenn die Berufung kam. „Nicht, dass wir tüchtig sind ... von uns selber; sondern dass wir tüchtig sind, ist von Gott“ (2. Kor. 3,5). Ihre Bereitwilligkeit, sich von der göttlichen Macht gebrauchen zu lassen, die größer ist als sie selbst, brachte eine Umwandlung zustande, schrittweise oder plötzlich. Paulus macht in dem eben schon angeführten Brief klar: „Er hat zu mir gesagt: ... meine Kraft ist in den Schwachen mächtig“ (2. Kor. 12,9). Schwäche kann also ein bejahenswerter Vorzug sein. Gott kann sie benutzen; er braucht leere Gefäße, so dass er sie füllen kann. Ganz gleich, welche Form oder Größe sie haben, können sie mit lebendigem Wasser gefüllt werden. Viele irdische Gefäße sind bis zum Rande gefüllt mit dem Ich – und daher unbrauchbar. Wenn das Ich sich nicht aufgeben kann, weist unser Leben nur menschliche Leistung auf. Diese mag zwar dem einzelnen Beifall einbringen, ist aber schnell vergänglich. Wenn der Mensch nicht aus der göttlichen Quelle gespeist wird, kommt die geheime Macht nicht zum Strömen und kann nicht frei zu anderen Menschen ausfließen.

Ich bin zu dem Schluss gekommen, dass im Mittelpunkt meiner Vorlesung das Thema stehen soll: Das Christus-Licht in gewöhnlichen Menschen; es geht dabei um die Art

und Weise, in der die Quäker-Botschaft sich in erster Linie ausbreitet, nämlich durch das gelebte Leben ihrer gewöhnlichen Mitglieder. George Fox sagte einmal in einem seiner Briefe: „Lasst euer Leben sprechen!“ Die Erwartung, dass Verstandesbegriffe und Definitionen unseren Glauben lebendig machen, ist aussichtslos. Dazu brauchen wir von Menschen gelebtes Leben. Versucht es doch einmal, Wasser, das in einem Fluss vorüberfließt, in Papier mit Schnur einzupacken! Versucht, es in einem ordentlichen Paket zusammenzuhalten, um sagen zu können: „Schaut her; das hier ist es, was ich gefunden habe.“ Ebenso töricht wäre der Versuch, Sonnenlicht in einer Schachtel einzufangen oder Leben aufzubewahren dadurch, dass man es immer wieder abspielt wie eine Tonbandaufnahme. Als die Israeliten durch die Wüste wanderten, wurden sie angewiesen, sie sollten das Manna jeden Tag frisch sammeln (2. Mose 16,15-31). Das Leben muss in jedem Augenblick frisch gelebt werden und ändert sich andauernd. Wir haben nur die Gegenwart, und wenn wir sie versäumen, haben wir nichts. Ich hoffe, ich kann euch etwas mitteilen über „Gegenwarts-Augenblicke“ meines eigenen früheren Erlebens; in ihnen schien das Ewige in die Zeit hereinzubrechen und neues Licht hereinzufuten, weil ich mit ganz besonderen Menschen zusammen war. Diese Freunde, paradoxerweise von ganz außergewöhnlicher Art und dabei doch zugleich auch von ganz gewöhnlicher, sind Menschen gewesen, bei denen beides zu mir gesprochen hat, ihr Leben und ihre Worte. Ohne sie hätte ich sicherlich den Pfad in all der verwirrenden Vielfältigkeit des modernen Lebens verloren. Jesus sagte: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen“ (Mt. 7,16). Ihr Leben hat sich als fruchtbar erwiesen, die Samen sind ausgesät und haben tatsächlich Wurzeln geschlagen, wo immer die Bedingungen dafür günstig waren, und haben unabschätzbar viel Kraft zum Guten bewirkt. Dies ist die Art und Weise, in der das Gottesreich wächst, wobei es sich andauernd erneuert und auf geheimnisvolle Weise im Verborgenen wirkt, um schließlich das Böse zu besiegen.

Was mich dazu gebracht hat, eure Einladung anzunehmen, war mein Wunsch, mit euch tief innerlich zu teilen, was für mich das Wichtigste ist; – was das nun eigentlich ist, musste ich dazu in meinem eigenen Bewusstsein herausfinden – eine lohnende Klarstellung, die sich ohne Zeitdruck unbegrenzt aufschieben ließe!

Besondere Menschen, in denen für mich das Christus-Licht geleuchtet hat

Es wird erzählt, dass einmal ein Kind zu seiner Mutter gesagt hat: „Ich habe ja Gott lieb, Mama, aber ich brauche jemand mit einem Gesicht.“ Der Mensch, der Gott das Gesicht gegeben hat, das wir brauchen, war Jesus; – wie es in einem Paulusbrief heißt: „... die Erkenntnis der Klarheit Gottes in dem Angesicht Jesu Christi“ (2. Kor. 4,6 -7). Nun aber geschah das alles vor so langer Zeit! Trotzdem glaube ich fest, dass dieselbe Klarheit weiterhin da ist und geleuchtet hat in den Gesichtern anderer – im Ablauf der Jahrhunderte; wenn schon, wie Paulus weiter schreibt, „wir solchen Schatz in irdenen Gefäßen haben“.

Ich war in der ungewöhnlich glücklichen Lage, einige wunderschöne „irdische Gefäße“

zu kennen, ohne deren lebendiges Beispiel das Idealbild des Christen oder Quäkers trübe und sinnlos erschienen wäre. „Nichts ist wirklich, bis es erlebt wird“, sagte der Dichter Keats. Das Christus-Licht schien von diesen Menschen auszustrahlen und das christliche Leben nicht nur möglich, sondern anziehend zu machen.

Ich kann nur einige wenige auswählen, um von ihnen zu erzählen; sehr viele mehr könnte ich nennen; einige leben noch und sind wohl auf und möglicherweise sogar hier in diesem Raum! Aber ich will mich beschränken auf die, die mich in meinen jüngeren Jahren tief beeindruckt haben, zumeist Altersgenossen meiner Eltern.

Meine beiden Eltern – es geht nicht anders: sie stehen nun einmal als erste auf meiner Liste – kamen von einer langen Reihe Quäker-Vorfahren her. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts hatte das britische Quäkertum weithin den Zug zum Evangelisieren, und viele Freunde, besonders jüngere, hatten sich mit Eifer der Bewegung für Erwachsenen-Bildung angeschlossen. Diese Quäker-Bewegung machte es sich zum Ziel, den Menschen der sogenannten Arbeiterklasse, die damals wenig Schulbildung hatten, Lesen und Schreiben beizubringen an Hand der Bibel. (Dies führte dazu, dass einige wertvolle neue Mitglieder von weniger privilegierter Herkunft zu uns kamen.) Der Vater meiner Mutter hat viel Zeit und Geld für ein Missionswerk im Armenbezirk einer großen Industriestadt aufgewendet. Meine Mutter hat schon früh in ihrem Leben Bibelstunden für dort wohnende junge Fabrikarbeiterinnen geleitet. Sie war tief beeindruckt von ihnen, schloss lebenslange Freundschaften und wurde eine unbeirrbar Sozialistin. Sie und andere junge Quäker ihrer Generation waren bestrebt, ihre Vision anderen mitzuteilen, und meine Mutter gab ein religiöses Buch heraus mit dem Titel „Eine Herausforderung an junge Mädchen“. (In späteren Jahren neckten ihre Töchter sie wegen dieses Titels!) Ihre Freundinnen steuerten je ein Kapitel dazu bei, in dem sie Bibelstellen zu bestimmten Themen auslegten. Ihre eigenen zwei Kapitel handelten von „Freundschaft“ und vom „Überschlagen der Kosten“. Das Buch erschien in vier Auflagen.

Nach dem Tode meiner Mutter haben wir, meine Schwestern und ich, aufschlussreiche Notizen entdeckt, die unsere Eltern für das Sprechen bei Versammlungen benutzt haben; und auch herzbewegende Briefe, die für uns eine Bestätigung sind für die tiefen religiösen Grundlagen, auf die ihr Leben gebaut war. Unter den frühen Papieren meines Vaters war ein Büchlein mit dem Titel „Der Kampf um den Charakter“. Es hat für moderne Leser einen schrecklich puritanischen Klang, aber es erklärt meines Vaters erstaunliche Selbstdisziplin, Geduld und Leidensfähigkeit, die ihm im Gefängnis, bei seinem Bergsteigen und überhaupt in seinem ganzen Leben zustatten gekommen sind. Es ist wahr, dass meine Mutter, als sie ihn kennen lernte, das Gefühl hatte, er sei viel zu ernst. Aber das war ja im Jahre 1919, und er war lange im Gefängnis gewesen und danach schwer krank. Jedenfalls half ihre Fröhlichkeit und ihr gemeinsames Leben bald zur Wiederherstellung des Gleichgewichts. Sie brachte ihm wieder das Lachen bei, und später war der außergewöhnliche Sinn beider für Spaß und Humor etwas Wundervolles für uns Kinder.

„Um in allen Umständen ein lebenswertes Leben zu führen, braucht man die sich fortwährend erneuernde Inspiration.“ Das hat mein Vater aus dem Gefängnis geschrieben.

Von klein auf wurden wir Kinder gewahr, woher diese „Inspiration“ kam. Das Bild im Schlafzimmer meiner Eltern zeigte Jesus auf dem Ölberg; im Wohnzimmer war Jesus zu sehen, wie er mit seinen Jüngern durch die Kornfelder wanderte. Die Lesung nach dem Frühstück war oft aus einem Buch, das vom Leben Christi handelte. Und einmal, als ich spät am Abend leise auf Zehen die Treppe hinunterkam, fand ich meine Eltern im Gebet kniend. Bücher über das Leben großer Männer und Frauen standen auf den Bücherregalen; Schweitzer, Gandhi, Kagawa, Edward Wilson (ein Antarktisforscher) – durchweg Menschen, deren Leben wie ein Echo des Lebens Christi war.

Um die Jahrhundertwende, als meine Eltern noch sehr jung waren, gab es ein Aufwachen neuen Lebens bei jungen Freunden, ohne dass das Quäkertum möglicherweise ausgestorben wäre. Eine hochgeschätzte Freundin, der auch ich viel verdanke, Elfrida Vipont Foulds, spricht von diesen hingabefreudigen jungen Menschen als „einsatzbereiten Gruppen“, die ihre Bibel kannten und darauf warteten, auf Wege nach Gottes Bestimmung geführt zu werden. Es war ihnen ein leidenschaftliches Anliegen, dass der christliche Glaube sich im Sozialen auszuwirken hat. Sie waren eine wahrhaft bemerkenswerte Generation, und ihr Glaube wurde einer strengen Prüfung unterzogen, als der erste Weltkrieg ausbrach. Was wir ihnen verdanken, ist nicht abzuschätzen. In Britannien war John Wilhelm Rowntree führend; leider starb er in jungen Jahren. Einer von ihnen sagte – wenn ich mich richtig erinnere, war es Rufus Jones in Amerika – „... Die großen Tage des Quäkertums liegen nicht in der Vergangenheit, sie liegen in der Zukunft, mag es auch sein, dass wir sie zu unseren Lebzeiten noch nicht zu sehen bekommen.“ – Sind wir ihrer Vision treu? Oder leben wir nur noch von ihrem geistigen Kapital? Anscheinend liegen die großen Tage des Quäkertums noch in der Zukunft. Elfrida sagt, wir brauchen so etwas wie einen „Arbeitsplan“, wenn wir jener Vision treu sein sollen. Sie stellt eine Liste der erforderlichen Eigenschaften auf. Der letzte Punkt auf der Liste ist: „Disziplin“. Dies Wort ist nicht sehr geläufig bei heutigen Freunden. Vor einigen Jahren wäre es beinahe aus dem Titel unserer „Books of Discipline“ (im Deutschen: „Christliches Leben, Glauben und Denken in der Gesellschaft der Freunde“ und „Christliches Wirken in der Gesellschaft der Freunde“) weggelassen worden. Aber ich erinnere mich, wie meine Mutter seinerzeit mit Ernst für seine Berechtigung eingetreten ist. Sie hatte das Gefühl dafür, dass wir einen beständigen Mahner vor den Gefahren der Nachlässigkeit und Zügellosigkeit einfach brauchen. Das Wort „Disziplin“ hat im Englischen dieselbe sprachliche Wurzel wie das Wort „Jünger-Sein“ (discipline und discipleship), und Jünger-Sein ist ein Ausdruck für etwas, was meinen Eltern sehr kostbar war.

*

John S. Hoyland, allgemein bekannt unter dem Namen „Jack“, war ein geborener Führer unter diesen jungen Freunden, und er ist der nächste der „besonderen“ Menschen, die ich Euch schildern möchte. Etwas jünger als mein Vater, kam er von Zeit zu Zeit in unsere Quäker-Schule, um die Sonntagabend-Ansprache zu halten. Wir haben uns immer auf seine Reden gefreut, es gab nämlich dabei keine feierlich religiöse Predigt. Immer war viel zum Lachen dabei. Seine überströmende Liebe zum Leben ging auf uns über, seine kräftig klingende Stimme war eindrucksvoll, wir hingen an seinen Lippen. Seine Worte

waren voll revolutionären Eifers, dabei jedoch im wesentlichen praktisch, – es ging dabei um die Rolle, die wir bei Plänen zur Überwindung von Hunger und Krieg spielen könnten. Mich begrüßte er immer mit großer Wärme und sagte: „Dein Vater ist mein bester Freund.“ Dann fühlte ich mich ganz stolz.

Jack hatte viele Jahre in Indien gelebt und kannte Gandhi. Seine „Gebete aus einem indischen College“ sind der kraftvolle Ausdruck seiner ausströmenden Liebe: zu der Schönheit der Natur, zu seiner Familie, zu den Armen und Leidenden. Die Art und Weise, wie er unmittelbar nach seinen Idealen lebte, beeindruckte mich tief; ich hatte das Gefühl, allen müsste es offenkundig sein. Die Qualität seines Lebens war zweifellos durch Leiden geläutert, durch den tragischen Tod seiner jungen Frau und seines Söhnchens und später seiner beiden anderen Söhne. Er hat danach noch einmal geheiratet, und seine Tochter ist meine Freundin von der Schule her.

Als ich John, meinen Mann, kennenlernte, war es für mich eine Freude festzustellen, dass er ebenfalls Jack bewunderte und dass er an einem seiner vielen Arbeitslager teilgenommen hatte. In seinen letzten Jahren unternahm Jack sehr anstrengende Reisen für den Friedensausschuss, bei denen er auf Versammlungen überall in Britannien sprach. Nach einem schweren Herzanfall, von dem er sich erst wieder erholen musste, erhielt er Unterweisung im Herstellen von Teddybären. Das wurde für ihn bald zu einer Leidenschaft, und er nahm durch den Verkauf seiner Bären über 1000 Pfund für den Kinderhilfsfonds der Vereinten Nationen ein. Unser erstes Kind wurde stolzer Besitzer eines Hoyland-Teddys, aber leider hat sein kleines Schwesterchen ihn aus dem Wagen geworfen; sonst hätten wir ihn noch als kostbares Andenken. Jack starb, als er 70 Jahre alt war. Aber sein Einfluss auf mehrere Generationen junger Leute war gar nicht abzuschätzen. Seine Tochter äußerte in einem Brief, in dem sie sein Sterben schilderte: „Er schien seine Hand nach oben auszustrecken, um die Hand Christi zu ergreifen.“ Bestimmt hatte er all sein Leben lang Jesus als persönlichen Freund gekannt.

*

Ich möchte dazu übergehen, von Katie Riley zu erzählen. Ich habe sie am besten in ihren letzten Lebensjahren gekannt (wennschon sie mir versichert hat, dass sie mich als Kleinkind gebadet hat! Sie war damals mit meinen Eltern bekannt). Während der meisten Zeit ihres Lebens alleinstehend, hatte sie sich dem Unterrichten von tauben Kindern gewidmet und dabei eine erstaunliche Einsicht in deren Schwierigkeiten entwickelt. Diese Gabe ausgeprägter Feinfühligkeit für die Bedürfnisse und Gefühle anderer war vielleicht das, was mich am meisten an ihr beeindruckt hat.

Katie hatte die Gabe, ihre Besucher fühlen zu lassen, dass sie ihr hochwillkommen waren. Sie konnte nicht genug tun, sie zu bewillkommen, und kleine Zeichen der Liebe waren überall. Friede und Schönheit waren in ihrem kleinen Haus und Garten, und an einem mir unvergesslichen Wochenende übernachtete ich bei ihr. Es ergab sich so, dass ich mich aufs Äußerste erschöpft fühlte, körperlich und geistig; ich war ganz unten. Mit großer Feinfühligkeit kam Katie mir entgegen, als ob sie das wüsste, dabei war doch kein

Wort darüber gesagt worden. Sie bestand darauf, dass ich still dasaß und einige schöne Bücher ansah, während sie sich emsig mit der Zubereitung der Mahlzeit befasste. Allmählich erholte sich mein Geist von der Erschlaffung – wie eine Pflanze in ausgedorrter Erde, wenn sie schließlich wieder Wasser bekommen hat.

Dies war nun aber nicht alles. In jener Nacht geschah etwas Merkwürdiges. Neben dem Bett lagen einige ihrer Lieblingsbücher – zum Hineinschauen für mich. Und wie ich eines in die Hand nahm, fielen einige lose Blätter heraus. Sie waren beschriftet mit Katies Handschrift, und ohne mir dabei etwas zu denken, begann ich zu lesen. Es war der Herzerguss einer außergewöhnlichen und schönen Seele im Gebet – wahrscheinlich irgendwann in einer schlaflosen Nacht niedergekritzelt und niemals für andere Augen bestimmt. Ich war tief bewegt und fühlte mich gedrängt – ohne das Gefühl, etwas Unrechtes zu tun –, diese Worte abzuschreiben, die nach meinem unabweisbaren Gefühl mir durch eine Art Wunder in die Hände gekommen waren. Mehrere Jahre hindurch habe ich sie im Geheimen als einen Schatz gehütet.

Aber bei der Zusammenkunft zu Katies Gedenken nach ihrem Tode konnte ich sie ohne Bedenken auch an andere weitergeben. Jahre danach habe ich einen Aufsatz geschrieben über Katie und ihr herzbewegendes selbstloses Gebet für andere, das gewiss viele, viele Male Antwort erhalten hat im Leben derjenigen, denen sie geholfen hat, der Einsamen, der Kranken, der Hilfesuchenden. Sie selbst kannte auch das Leiden, besonders gegen Ende ihres Lebens, aber ihr Glaube schwankte nie. Ein Abglanz ihres Lebens ist immer noch bei mir; und andere, die sie gekannt haben, sagen dasselbe. Ein Teil ihres Gebetes – das ganze kann ich hier ja nicht wiedergeben – lautet so: „In unserer Bedrängnis vertrauen wir die Jahre unseres Lebens, die noch vor uns liegen, Deiner Obhut an. Gib uns Kraft, dass wir unseren Mitmenschen dienen. Möge unser I eben leuchten, so dass andere die Wärme unserer Seele spüren ... Wir möchten Menschen werden, die etwas zu der Erkenntnis der Wahrheit beitragen; Menschen, deren bloße Gegenwart heilt; stille Menschen, in denen die Einsamkeit anderer erlöst wird.“

Wir sehen nur wie in einem trüben Spiegel. Aber möge uns ein Sehen geschenkt werden, das uns befähigt, durch unsere eigene Persönlichkeit weiterzuvermitteln, was wir an Unvergänglichkeit und Wert sehen.

Oft liegen wir schlaflos bei Nacht im Bett und können keine Ruhe finden. Mögen wir fähig werden, uns Christus entgegenzustrecken, der Mitte aller Mitten, und Ruhe und Stille zu finden; und wenn wir sie gefunden haben, diese innere Ruhe auf andere auszustrahlen.

Wir beten aus der Tiefe unseres Herzens, lass uns Deine Nachfolger sein, bessere Nachfolger werden.

Hilf uns, o Gott, mit allen mitzufühlen, die leiden. Hilf uns dabei aber auch, vorwärtszu- gehen mit einer Fröhlichkeit, die ansteckend ist. Wir bitten Dich, lass uns entdecken, wie wir jung, frohgemut, begeistert, unternehmungsfreudig bleiben können und den Weg finden, allem, was über uns kommen mag, mit heiterer Sanftmut zu begegnen.“

Möglicherweise erinnern sich einige von Euch, die hier anwesend sind, an Wilfred Brown, besser bekannt als „Bill“. Gegen Ende des Krieges, als er in der Ausbildung zum Mitarbeiter beim Hilfsdienst war, wohnte er bei uns im Hause (zu einer Zeit, als das Wohnheim in Hampstead überfüllt war), und es war für uns etwas Schönes, seine wohlklingende Tenorstimme bei seinem Kommen und Gehen zu hören. Er war immer fröhlich und voller Spaß; aber Traurigkeit kannte er auch. Seine reizende Braut war nämlich wegen Tuberkulose in einem Sanatorium. Sieben Jahre musste er warten, bevor sie heiraten konnten. Er leistete mehrere Jahre uneigennützig Arbeit im Quäker-Hilfsdienst. Er war bei der denkwürdigen Jahresversammlung hier in Bad Pyrmont im Jahre 1947 anwesend, der ersten nach dem Kriege; ich habe auch daran teilgenommen.

Bill war Sprachlehrer, aber es ergab sich für ihn die Möglichkeit, Sänger von Beruf zu werden. Gerade in dieser Zeit hatten er und seine Frau Kinder adoptiert; trotzdem wagte er, von seiner Frau dazu ermutigt, den Sprung und schon nach kurzer Zeit fand seine hohe musikalische Begabung Anerkennung. Er wurde viel herangezogen zu Konzerten und als Gesanglehrer und war – in der tragischerweise nur kurzen Zeit seines Lebens – viel auf Reisen, wobei Aufnahmen auf Platten und für den Rundfunk entstanden. Seine tiefe Liebe zu Jesus übertrug sich auf andere, besonders wenn er die Passionsmusik von Bach sang.

Nicht nur meine persönliche Begegnung mit Bill hat mich tief beeinflusst, sondern auch ein Aufsatz, den er geschrieben hat. Ich bemühte mich nämlich sehr darum, die Beziehung zwischen Kunst und Religion zu verstehen, und fühlte die Spannung, die von gewissen Quäker-Einstellungen zu den Künsten herrührte, in meinem eigenen Leben. Unter dem Titel „Non nobis, Domine“ hat er folgendes geschrieben: „Wenn immer ich eine Zuhörerschaft anblicke – und unter Musikern haben nur wir Sänger diese Vergünstigung –, wird mir bewusst, dass ich nicht dazu da bin, mich selbst auszudrücken oder auf andere Eindruck zu machen ... Für jeden Anwesenden habe ich Regungen zu deutlichem Erleben zu bringen, die sich zwar in jedem Herzen rühren, die aber ohne mich keinen Brennpunkt hätten ... Ohne die innere Ausrichtung des Zuhörers bin ich ebenso machtlos, eine Flamme anzuzünden, wie es ein Brennglas an einem sonnenlosen Tag ist ... Ich kann nicht glauben, dass dies Verlangen nach Artikulation – sei es unmittelbar im Vortragenden selbst oder in seinem Zuhörer – bloß für den seichten Zweck der Unterhaltung in uns eingepflanzt ist. Vielmehr sind beide, Verlangen und Begabung, von Gott eingegeben; und ich persönlich hätte meine materielle Sicherheit nicht für etwas Geringeres aufgegeben.“ Bill zitiert anschließend ein Sonett von Rilke über einen Torso. Der Dichter kommt zu der erstaunlichen Schlussfolgerung: „Du musst dein Leben ändern.“ „Dieses Kunstwerk“, so fährt Bill fort, – unvollkommen, wie selbst die schönsten unserer menschlichen Schöpfungen sein müssen –, hat uns gesehen, wie wir sind, und uns zu einem Gewahrwerden unserer eigenen Unvollkommenheit gedemütigt.“

Viel später einmal hatte ich ein bemerkenswertes Erlebnis. Ich hielt vor einer kleinen Gruppe methodistischer Frauen in unserem Bergarbeiterdorf in Yorkshire einen Vortrag und machte mein Thema anschaulich, indem ich von Bill Brown erzählte und von der Inspiration, die sein I eben für mich bedeutete. Hinterher kam eine Frau voller Erregung

zu mir: „Ich bin sicher, dies muss der Mann gewesen sein, den wir getroffen haben, als wir in Exeter im Urlaub waren und in der Kathedrale einer Probe-Aufführung beiwohnten!“ Anscheinend war sie an Bill, der offenbar einer der Künstler war, herangetreten, um zu fragen, ob sie und ihr Mann dableiben und die Probe anhören dürften. Sie kamen ins Gespräch miteinander, und sie hatte sofort sicher das Gefühl, dass er etwas ganz Besonderes an sich hatte. Danach, als er sang, waren sie und ihr Mann tief bewegt. Sie sagte zu mir: „Ich hatte das Gefühl, er hatte etwas Christus-artiges an sich.“ Es ist wohl möglich, dass sein Gesang in seinen letzten Jahren eine zusätzliche Eindringlichkeit hatte; denn er wusste zu der Zeit, dass er an einem unheilbaren Gehirntumor litt. Kein anderer wusste davon außer seiner Frau, und er arbeitete weiter bis wenige Monate vor seinem Tode.

Vor kurzem schaltete ich ohne besondere Absicht den Rundfunk ein und hörte den Schluss einer modernen Vertonung der Worte eines englischen Mystikers, Thomas Traherne, gesungen von einer wunderschönen Tenorstimme. Als die Sendung beendet war, sagte zu meinem Erstaunen der Ansager: „... diese Aufnahme, von Wilfred Brown gesungen, – wie nur einer singen kann, der selbst etwas dergleichen erlebt hat ...“

Wirklich scheint Bills Leben in geheimnisvoller Weise dem Vorbild seines Meisters gefolgt zu sein, von dessen Passion er immer mit solcher ungewöhnlichen Tiefe des Verstehens gesungen hat. Auch *sein* Tod war nicht das „Ende“ seines Wirkens; denn die Kraft, die durch seine Hingabe und sein Leiden in die Welt eingeströmt ist, bewegt noch weiterhin Menschen und bringt Heilung und Erneuerung.

*

Der letzte der Freunde, vom dem ich Euch erzählen möchte, ist John Ashford. Er ist wohl auch manchen deutschen Freunden bekannt. Zu einer Zeit, in der ich verzweifelt über mich selbst war und gar kein Selbstvertrauen hatte, verhalf John mir zu dem Gefühl, dass das Leben schließlich doch Sinn und Ziel für mich hatte. Um mich von allen abzusondern, war ich allein mit dem Fahrrad in der Gegend um Norfolk umhergefahren. Die Einsamkeit begann mich jedoch zu bedrücken. „Für den Fall, dass ich des Alleinseins überdrüssig werden sollte“, hatte jemand mir Johns Anschrift gegeben, überzeugt, dass ich dort mit offenen Armen empfangen würde.

Als ich hinkam, war ich sehr niedergeschlagen; die nächsten drei Tage jedoch verwandelten das Leben für mich. John öffnete bald neue Horizonte für mich. Durch ihn lernte ich neue Dichter kennen, die ich zuvor nie gelesen hatte. Wir sprachen miteinander über Malerei und Musik, und wie in der Kunst ein Zugang zu geistigem Erleben gegeben ist. Bei John war – so schien es – alle Zeit in der Welt dazu da, über das zu sprechen, worauf es ankommt.

In den folgenden Monaten führten wir einen Briefwechsel miteinander. Es gab Retreats in seinem Hause, zu denen ich auch kam. Ich war in der Lage, in John so etwas wie einen geistigen Ratgeber zu finden in einer Zeit, in der ich notwendig einen brauchte. Ich glaube, dass er ein gottnahes Leben führte und daher eine sehr große Feinfühligkeit

für die Bedürfnisse anderer hatte. Er wendete wohl auch viel Zeit aufs Beten. Er war äußerst bescheiden, kannte seine Grenzen und war in seinen jüngeren Jahren auch durch tiefes Leid gegangen. Er lebte mit seiner Familie in großer Einfachheit von seinem etwas über einen Hektar großen, mit Apfelbäumen bepflanzten Land und erwarb damit irgendwie den Lebensunterhalt; – von unnötigem Drum und Dran hatte er sein Leben freigemacht.

*

Es war mir nicht leicht, von den vielen wundervollen Menschen, die ich gekannt und geliebt habe, diese wenigen auszuwählen.

Ich möchte meinen, das Besondere, das ihnen allen gemeinsam ist, besteht darin, dass sie ihr alltägliches Leben in Gottes Gegenwart lebten und dass Liebe ihnen tatsächlich das allerhöchste Gesetz des Lebens war. Dabei ist es nicht etwa so, als seien sie völlig fehlerlos. Sie waren – oder sind – wesentlich menschlich, und vielleicht hat gerade ihr Nicht-außergewöhnlich-Sein sie leichter erreichbar gemacht für andere, die mit ihrem eigenen gewöhnlichen Alltagsleben zurechtkommen möchten.

Man hat das Gefühl, dass solche Menschen sich beständig einer anderen Dimension bewusst sind, dass ihr Leben eine Ordnung hat, die nicht von Eigeninteresse bestimmt ist, sondern einem höheren Plan entspricht. Ihr Leben ordnet sich nach der wahren Ordnung der ewigen Welt.

Wir müssen erst unseren Glauben kennen, ehe wir ihn weitertragen

Diese „besonderen Menschen“ und auch andere, die während all der Jahre Einfluss auf mich gehabt haben, waren nicht verschwommen in bezug auf das, was sie glaubten. Dabei hat doch das Quäkertum sein gemeinschaftliches Erleben nie in ein Glaubensbekenntnis eingeschlossen. Wir verlangen nicht Unterwerfung unter die äußere Autorität von Priester oder heiligem Buch; unsere Autorität – so wagen wir es zu sagen – ist niemand anders als der lebendige Gott, der jedem im Herzen bekannt ist. Die Freunde, von denen ich erzählt habe, kannten die *innere* Autorität, „das Licht“, „das von Gott in uns“; sie erkannten, dass dies dieselbe Quelle ist, aus der Jesus seine Kraft bezogen hat. Die Treue zu ihrem Meister wandelte allmählich ihr Leben um, so dass sie anderen Christus-ähnlich erschienen – wenn schon sie selbst die letzten gewesen wären, solchen Gedanken aufkommen zu lassen.

Wenn wir irgendein gemeinschaftliches Zeugnis ablegen wollen, wenn das Quäkertum irgendeine Beziehung zum zeitgenössischen Leben haben soll, liegt auf jedem Einzelnen in jeder Generation die Verantwortung dafür, dass der äußere Ausdruck unseres Glaubens erneuert wird. Andernfalls wird die zeitlose Botschaft, die Kraft und Bedeutung für jedes Zeitalter hat, verloren gehen.

Was sollen wir jenen sagen, die zu uns kommen und unsere Botschaft gern hören möchten? Was haben wir unseren Kindern zu sagen? Was sind die Fundamente unseres Glaubens als Quäker?

Als ich der Kindheit entwachsen war und nach einem Glauben suchte, der mein eigener war, fand ich das Quäkertum unerträglich verschwommen und verworren. Ich empfand es als eine Notwendigkeit, über meinen Glauben zu sprechen und zu versuchen, ihn in Worte zu fassen. Als ich meinen Vater nach seinen Glaubensauffassungen fragte, enttäuschte mich zunächst seine Antwort: „Ich habe meine Fundamente schon vor so langer Zeit gelegt, ich kann sie jetzt wirklich nicht mehr ausgraben – nicht einmal für Dich!“ Wie andere seiner Generation glaubte er „an Taten, nicht an Worte“. Nur von seinen Beiträgen in den Andachten her konnte man die Tiefe seines Glaubens erfühlen. Ich bin sicher, dass er für mich in meinem Suchen auch gebetet hat, dabei wissend, dass ich *meine* Fundamente *selbst* legen musste.

Bald kam auch Hilfe, und zwar in der Form einer Vorlesungsreihe, die von Maurice Creasey für Jungfreunde gehalten wurde; und all meine verschwommenen Gedanken sammelten sich in einem Brennpunkt, in dem sie Klarheit gewannen. Es war befreiend, zu finden, dass mein *Geist* befriedigt werden konnte, ich brauchte mich also nicht nur auf meine *Gefühle* zu verlassen. Mit einem neuen Aufwallen geistiger Energie machte ich mich daran, meine eigenen Grundlagen zu legen. Seitdem bin ich immer sicher gewesen, dass ein jeder von uns sich klar werden muss darüber, was wir glauben, und dass wir auch bereit sein müssen, gegebenenfalls, so gut wir das können, unseren Glauben in *Worten* weiterzuvermitteln.

Viele der frühen Freunde waren ungebildet, aber sie hatten ein so leidenschaftliches Verlangen danach, andere an ihrem Glauben teilhaben zu lassen, dass sie doch irgendwie passende Worte fanden. Tatsächlich „sprach“ nicht *nur ihr Leben*; vielmehr glaubten die Führer dieser schwungvollen Bewegung im 17. Jahrhundert auch, dass sie die Überbringer einer dringenden Botschaft an ihre Zeitgenossen waren. Das veranlasste sie, keine Mühe zu scheuen, sie weiterzusagen, sei es „mündlich oder mit der Schreibfeder“. Sie nahmen die geistigen Strömungen jener Zeit wahr, einer Zeit großer Verwirrung und Veränderung. Die Botschaft entsprach genau dem, was not tat; das ist der Grund, warum sie sich so schnell ausbreitete. Möglicherweise hatten viele Menschen den Boden dafür vorbereitet, indem sie ihre Aufmerksamkeit „dem von Gott tief drinnen“ schenkten und in geheimnisvoller Weise „die Zeichen der Zeit“ erkannt hatten (Lk. 12,54 – 56). Vielleicht hat ihr geduldiges *Suchen* George Fox das Finden ermöglicht.

Die frühen Quäker sahen „das wieder zum Leben erweckte Ur-Christentum“ wie eine Vision vor sich. Das führte zu einer kräftigen Kritik an vielem in der Lehre, Praxis und Organisation der Kirche. Sie legten das Schwergewicht auf persönliches Erleben der Wahrheit und auf ihre Anwendung in ihrem Leben. Sie verwarfen alle Priesterherrschaft und Autokratien und verließen sich stattdessen auf die Glaubenstreue und Gewissenhaftigkeit an den „Graswurzeln“. Männer und Frauen waren gleichrangig.

Einigkeit war wesentlich. Und das ging, weil sie sich die dafür erforderlichen Verfahren des Vorgehens mit Feinfühligkeit und Geduld zu eigen gemacht hatten.

Die Freunde fühlten sich berufen, an einem riesigen Feldzug gegen das Böse teilzunehmen, innerlich gegen das Böse im eigenen Leben eines jeden und äußerlich gegen das Böse in den Gewohnheiten und Strukturen der Welt. Soziale Haltungen und Überlieferungen, bei denen Menschen nicht als im vollen Sinne menschliche Wesen geachtet und behandelt werden, unterlagen einer rücksichtslosen Kritik; die Betonung lag auf Wahrhaftigkeit, Redlichkeit und Einfachheit im täglichen Leben.

In jenen frühen Tagen Quäker zu werden, war keine leichte Sache. Es bedeutete, eine echte Verwandlung an den Wurzeln seines Seins durchzumachen. Es war nicht ein oberflächliches Annehmen von Vorstellungen, das für die gewohnten Verhaltensweisen keinen wirklichen Unterschied ausgemacht hätte. Man musste es sich etwas kosten lassen. Wenn aber erst einmal die Wahl getroffen war, machte es das Leben einfach. Mit ihrem Leben und je nachdem, wie weit sie den Regungen der Liebe und Wahrheit treu waren, bewiesen die Quäker, dass Güte und Reife tatsächlich erreichbar sind.

Die Kraft der frühen Quäker-Bewegung lag – glaube ich – an ihrer umwälzenden Vision der ursprünglichen Botschaft Jesu, die Jahrhunderte lang überlagert gewesen war von religiösem Formalismus, von Unachtsamkeit, Verdrehung und Verfälschung. – Nur wenige würden abstreiten, dass wir solch eine Vision auch im ausgehenden 20. Jahrhundert brauchen.

Die meisten Freunde würden jedoch zugeben, dass das heutige Quäkertum nicht die einfache, umwälzende Botschaft Jesu übermittelt. Zunächst könnte sogar schwerlich gesagt werden, dass es überhaupt eine einheitliche Botschaft hat. Neu zu den Freunden kommenden Menschen wäre es nicht übelzunehmen, wenn sie meinten, die Gesellschaft der Freunde sei eine Sammelstelle für religiöse Einzelgänger. Sie kann auch nicht als wieder neu ins Leben gekommenes Ur-Christentum bezeichnet werden. Einige Freunde würden sogar behaupten, dass sie nur infolge eines geschichtlichen Zufalls christlich ist.

Wir müssen es hinnehmen, dass der heutige Quäkerglaube in vieler Hinsicht anders ist als der des 17. Jahrhunderts. In den Tagen von George Fox war die Religion ein lebensnahes Thema für allgemeinverständliche Diskussionen. Die Bibel stand seit kurzem auch Laien zum Lesen zur Verfügung, und ihr Inhalt war weithin bekannt. Wir heute leben in einem Zeitalter, das als „nach-christlich“ bezeichnet werden könnte, und für die allermeisten Menschen ist Religion belanglos.

Weil die Gesellschaft der Freunde sich hartnäckig geweigert hat, die lebendige Wahrheit in ein Glaubensbekenntnis und in Dogmen einzuschließen, ist sie unumgänglich darauf angewiesen, dass jedes einzelne Mitglied zurück zu der Quelle aller Wahrheit geht, um ununterbrochen, getreulich und jeden Tag zu suchen, wohin das „Licht“ führt. Wir wissen sehr wohl, dass in einigen Abschnitten der Quäkergeschichte Entstellungen der Botschaft zustande gekommen sind. Können wir in unserer Generation erwarten, dass

uns die starken Strömungen der Auffassungen, die heute vorherrschend sind, nichts anhaben? Sind wir uns voll bewusst der gefährlichen Einflüsse materialistischer Denkweisen, eines allgemeinen Gefühls, dass es nicht viel ausmacht, was einer denkt oder ob er sittliche Normen und Ideale hat?

Während der Lebenszeit der meisten von uns hat die Welt sich dramatischer verändert als in der ganzen vorausgegangenen geschichtlichen Zeit. Der unglaubliche Fortschritt von Wissenschaft und Technologie führt heute anscheinend dazu, dass menschlichen Wesen immer weniger Wert zugemessen wird. Ungeheure industrielle, profitmachende Unternehmungen, Weltraumprogramme und todbringende Waffen werden höher bewertet als Menschen. All dies ist Bedrohung unserer einzigartigen Individualität, unserer Handlungsfreiheit und sogar unseres Daseins als solchen.

Dennoch gibt es Anzeichen für einen Umschwung gegen einen reinen Materialismus und für eine außerordentliche Beständigkeit der Religion trotz aller zutage tretenden Gleichgültigkeit. Es gibt einen echten, tiefen geistigen Hunger, der in vielfältiger Art zum Ausdruck kommt. Auch sind sich wahrlich nie zuvor so viele Menschen der verschiedenen Gefahren für unseren Planeten bewusst gewesen. Es gibt ein weitverbreitetes, politisches Mitdenken, ein besorgtes moralisches Fragen, Gruppen, die sich mit Nachdruck für zahllose Anliegen zum Wohl von Mensch und Natur einsetzen. Junge Menschen wollen Möglichkeiten dafür finden, ihre gemeinsame Menschlichkeit zum Ausdruck zu bringen, – werden freilich leider oft von falschen Propheten ausgenutzt.

Wir leben in einem apokalyptischen Zeitalter völliger Unsicherheit, in einer Zeit, in der nur die, welche mit vollkommener Klarheit und Überzeugung sprechen, Aussicht haben, die Aufmerksamkeit zu fesseln. Fundamentalistische Gruppen gewinnen an Boden. Ihre Botschaft ist einfach und tröstlich: „Du kannst gerettet werden.“ Nur ist dabei oft die Verbindung zwischen religiösem Leben und den Erfordernissen der wirklichen Welt nicht vorhanden. Die Freunde setzen es sich nicht zum Ziel, in solch einer Weise „Seelen zu retten“. Aber was ist dann unsere Zielsetzung? Folgen wir John Woolmans Rat, „dass die Beschäftigung unseres Lebens sein sollte, alles, was wir besitzen, in den Kanal allumfassender Liebe zu lenken“? Wenn das lebendige Wasser nicht durch *uns* fließen kann, bleibt die Möglichkeit, dass es den Weg durch andere Kanäle nimmt. Dabei bestehen doch in dem, was wir geerbt haben, so reiche Möglichkeiten! Die ursprüngliche Quäker-Botschaft ist in besonderer Weise geeignet, zu Menschen in unserer heutigen Zeit zu sprechen. Aber Gott bemüht sich, zu *allen* seinen Kindern immerzu zu sprechen, und wird die Gesellschaft der Freunde nicht automatisch wählen. Jesus hat einige recht harte Worte darüber geäußert, dass unfruchtbare Feigenbäume gefällt und Weingärten, die nicht gepflegt werden, anderen gegeben werden.

Meine Mutter war erschüttert, als sie bei einem Besuch in Amerika auf einem großen Plakat die Worte sah: „Genießen Sie Ihre Religion in Bequemlichkeit und Annehmlichkeit!“ (Das war vor einem Platz, auf dem Gottesdienste für Autofahrer gehalten werden, die dabei in ihrem Auto sitzen bleiben können.) Freunde, die ein bißchen zur Selbstzufriedenheit neigen, könnten sagen: „Ich bin froh, dass wir nicht so sind!“ Aber sind wir denn

ganz frei von dem Wunsch, alles möglichst mühelos zu erhalten? Das Quäkertum kann in einer Weise so dargestellt werden, als erhebe es anscheinend keine Ansprüche, als sei es kaum mehr als ein gesellschaftlicher oder kultureller Klub.

Die Freunde, die mich so tief beeinflusst haben, in denen das Christus-Licht geleuchtet hat, hätten überhaupt keinen Zweifel daran gehabt, dass das, was Jesus lehrt, das ist, dem wir folgen sollten, dass *sein* Reich in *seiner* Weise zu bauen, für uns das Allerwichtigste sein muss. Auch heute gibt es überzeugende Lebenszeugnisse bei den Quäkern. Wir alle wissen, dass in einigen Gegenden der Welt Quäker-Sein durchaus keine sanfte Entscheidung bedeutet, wo täglich das Kreuz aufgenommen werden muss. Das Licht leuchtet an solchen Stellen offenbar sehr hell. Wären wir alle unserer radikalen Überlieferung – dem Liebesgebot Jesu – wirklich treu, würden die Mächtigen dieser Welt uns als eine Bedrohung ansehen. Es mag ein schlechtes Zeichen sein, wenn wir stattdessen wohlangesehen sind – und übersehen werden.

Wenn wir tatsächlich einen lebendigen Glauben haben, wenn das Quäkertum wirklich eine einzigartige Möglichkeit hat, etwas zu bewirken, „ein Weg“ ist in dieser schweren Entscheidungszeit der Geschichte, dann müssen wir uns fragen: Können wir an andere weitergeben, was wir gefunden haben, so dass wir mit ihnen darin eins werden? Meine unverzügliche Antwort muss lauten: Wenn wir das nicht tun, wird das, was wir gefunden haben, allmählich aufhören, von Wert zu sein – wie das „Talent“ in einem der Gleichnisse Jesu, das im Boden vergraben wurde, anstatt eingesetzt zu werden (Mt. 25,25).

Eines der besonders bewegenden und mich formenden Erlebnisse meines Lebens war das Bauen einer Brücke der Freundschaft über einen Abgrund von Vorurteilen und Klassenunterschieden hinweg: Vor vielen Jahren habe ich mit Doris Freundschaft geschlossen. Doris kam aus einer sehr armen Familie; sie half ihrem Vater als Fischverkäuferin und hatte viele harte Schicksalsschläge erlitten. Sie hatte den Weg zu einer Gruppe Londoner Jung-Freunde gefunden und war eine ernste Sucherin nach der Wahrheit. Bald kamen wir einander sehr nahe. Ich bewunderte sie wegen ihres tiefen Verlangens, Gott zu finden, und wegen ihrer schlichten Offenheit; sie fühlte sich zu mir hingezogen, weil ich an einen liebenden Gott glauben konnte. Ich hatte ja aber auch niemals Not, Leid und Entbehrung kennen gelernt. In ihr dagegen war auch Bitterkeit da, und sie war entschlossen, meinen Glauben zu prüfen. Die vielen Stunden unserer Auseinandersetzungen waren schöpferisch, und sie verhalf mir dazu, die Ungerechtigkeit und die ungünstigen Gegebenheiten, mit denen viele Menschen zu leben haben, in tiefer Weise wahrzunehmen. Dabei kränkte und verletzte sie mich auch; – aber ich hatte ein starkes Gefühl, dass Gott uns zusammengebracht hatte und dass er irgendwie hinter der Bühne stand, um uns beiden zu helfen. – Es wurde uns auch geholfen! Innerlich und äußerlich hat sich das Leben für uns beide verändert. Durch unser Zusammensein wurde es Doris ermöglicht, Bewährungshelferin zu werden; und ich verließ meine Stelle als Lehrerin, um ein Jahr lang in einer Fabrik zu arbeiten.

Nach meiner Heirat wohnten wir in einem Bergwerksdorf, und in den folgenden Jahren interessierten sich einige unserer Nachbarn für das Quäkertum. Wir trafen uns zu

regelmäßigen Andachten, die wir abwechselnd in verschiedenen Wohnungen hielten. Manchmal hatten John und ich das Gefühl, dass die Gruppe geistige Tiefen erreichte, wie wir sie zuvor nur selten erlebt hatten. Dabei waren wir die einzigen Anwesenden mit so etwas, was „höhere Bildung“ genannt werden könnte; – wir hatten dabei nicht etwa das Gefühl, dass wir viel beizutragen hätten!

Für das Gedeihen und das Wohl unserer Religiösen Gesellschaft brauchen wir wahrscheinlich viele verschiedenartige Menschen von unterschiedlicher Herkunft und Lebensart; ich bin überzeugt, dass die Gesellschaft der Freunde in Gefahr ist, durch ein Überwiegen von Intellektuellen zu verarmen. Diese Unausgeglichenheit mag daher rühren, dass wir nicht ausreichend „offen für neues Licht sind, von welcher Seite es auch kommen mag“ (diese Redewendung stammt aus den „Ratschlägen und Fragen“). Wir müssen uns davor hüten, uns abzuschließen. Es mag sein, dass wir eine schematische, recht enge Vorstellung haben von dem, was ein Quäker ist, und weniger vorurteilsfrei sind, als wir vermuten. Jesu Jünger waren nicht hochgebildet. Auch in ihrer Mehrzahl waren es die ersten Quäker nicht. Ich glaube, es gibt heute viele Menschen, die in der Quäkerbewegung ihre geistige Heimat finden könnten. Aber wir müssen Klarheit haben über die Quäker-Botschaft. Nur so können wir mit einfachen und für uns persönlich sinnvollen Worten unseren Glauben an andere weitergeben.

Wir brauchen Schönheit und schöpferisches Tun

Wie viele andere auch war ich schon von ganz klein auf tief empfänglich für Schönheit. Das Schöne um mich herum, das sich sehen, hören und anfühlen lässt, schenkte mir hinreißende Freude und verlangte offensichtlich nach Ausdruck. Trotz einer nur dürftigen Begabung wuchs in mir beständig der Wunsch, zu zeichnen und zu malen. Ich wollte mein Erleben nachgestalten und die anderen an ihm teilnehmen lassen. Äußerst glücklich war ich dran, dass ich von meinen Eltern hierin durchweg nur Ermutigung erhalten habe und nach meinem Schulabschluss an einer Kunst-Hochschule studieren konnte.

Inzwischen war mir auch etwas von einer geistigen Wirklichkeit jenseits der gewöhnlichen alltäglichen Welt in der Tiefe vertraut geworden. Von früher Kindheit an kannte ich ja das Schweigen in einer Quäker-Andacht und lernte das Geheimnis in mir selbst zu ergründen. Im Alter von 18 Jahren bestätigte ich meine Mitgliedschaft bei den Quäkern, nachdem ich sehr ernstlich darüber gelesen und nachgedacht hatte; – freilich hatte ich kaum begonnen, unabhängig vom Einfluss meiner Eltern zu sein.

Es konnte ja gar nicht anders sein: Ich stürzte mich, wie es von mir erwartet wurde, in Quäker-Aufgaben verschiedener Art; aber offensichtlich versuchte ich dabei, in zwei miteinander nicht zu vereinbarenden Welten zu leben; – und Spannungen kamen auf. Die Welt des immer stärker erregenden, durch das Sehen vermittelten Erlebens und die Weiterbildung des technischen Könnens zum Zweck, es nachzugestalten, winkten mir verführerisch zu. Die andere Welt erschien mir fade und grau, offenbar nicht recht

in Beziehung zu meinem wirklichen Leben und ohne eine Ahnung von einer ganzen Dimension, die mich leidenschaftlich in Anspruch nahm. Zeit und Kraft reichten nicht aus, um beiden gerecht zu werden. Während der Nachkriegsjahre, als meine Eltern oft in Deutschland waren, kamen mir die Nöte einer leidenden Welt stark zum Bewusstsein; und Malen sah dann wie bloße Selbstbefriedigung aus. Wie konnte ich meinen eigenen inneren Drang nach schöpferischem Tun rechtfertigen, wenn ich doch Hilfsdienst hätte leisten können?

„Die Schönheit der Welt ist die Falle, die Gott besonders häufig aufstellt, um die Seele einzufangen“, so hat Simone Weil gesagt. Dabei wird „Religion“ doch in der Auffassung vieler Menschen gleichgesetzt mit uninteressanten, trübseligen Kirchenräumen, langweiligen, unverständlichen Worten und lebensverneinenden, einengenden Moralvorschriften. Ganz vergessen wird dabei, dass Jesus ein Dichter war und das Auge eines Künstlers für das Schöne hatte. Er sah Bedeutsamkeit in seiner alltäglichen Umgebung, und vieles von dem, was er lehrte, hatte die Form von Gleichnissen – lebensvollen Bildern, dazu bestimmt, nicht von unserem Verstand, sondern durch unser Anschauungsvermögen aufgenommen zu werden.

Diese Fähigkeit des Menschen zu bildhaftem Schauen ist sicherlich die erhebenste Begabung, die wir haben. Sie ist viel mehr als bloße Phantasie oder Erfindungsgabe. Der Dichter William Blake bezeichnete sie als „das göttliche Schauen“. Es ist gleichsam ein Instrument beim Suchen nach der Wahrheit, und es kann unser persönliches Leben prägen. Ein anderer englischer Dichter, Wordsworth, sagt darüber: „Wir schauen in das Leben der Dinge hinein.“

Der Dichter Clive Sansom, ein Quäker, dessen Schriften mein Denken stark beeinflusst haben, schreibt davon, wie etwas ganz Einfaches, etwa eine einzelne Blume auf einer Wiese, dazu dienen kann, uns den Eintritt ins „Himmelreich“ zu vermitteln. Wir können sie auf zwei unterschiedliche Weisen ansehen: „Wir können sie untersuchen, zerlegen, einordnen; – aber sind wir dann näher daran, sie zu erkennen? ... ihrem eigentlichen Selbst zu begegnen? Freilich gibt es zuzeiten auch dies andere: Wir sehen eine Blume, lassen sie unberührt und ohne Namen – und ‚kennen‘ sie ... Wenn wir sie in diesem tiefen Sinne kennen, wird sie zu einem Gleichnis; wir wissen dann etwas, was über sie hinaus liegt. Sie ist ein Schlüssel zu – wie soll ich das mit einem Wort sagen? – zum Himmelreich. Nichts Geringeres als das.“ – Mir kommt dabei immer die Vorstellung, die Blume dürfte wohl ein Himmelschlüssel sein – eine gut passende Bezeichnung, für die wir im Englischen leider nichts Entsprechendes haben.

Das Reich, von dem Jesus gesprochen hat, liegt nicht nur jenseits der Todesgrenze. An jedem Punkt in der Welt, hier und jetzt, können wir in die „Ewigkeit“ eintreten. Künstler und Mystiker gleichermaßen haben ein verfeinertes Wahrnehmungsvermögen dafür, wie das Zeitlose dem Zeitlichen innewohnt, und sie können uns den Weg weisen. Sie sehen die Verknüpfungen, fühlen das Einssein der Dinge, entdecken Ordnung und Zusammenhang in scheinbarem Zufallsgeschehen und Chaos. Alles ist aufeinander bezogen und miteinander verknüpft.

Der Mensch ist zum Bilde Gottes geschaffen, so ist es uns gesagt worden (1. Mose 1+6-27). Bestimmt ist Schöpfertum die wesentlichste Eigenschaft Gottes; – und wir können doch nicht etwa glauben, dass sein Schöpfungswerk ein Ende gefunden hat? Es geht während aller Zeit weiter – mit unaufhörlichem Mühen und Sehnen („Die ganze Schöpfung seufzt und harret mit Schmerzen einer Neugeburt“, Röm 3,22). Das ist wie bei einem Bildhauer, der in einem roh behauenen Steinblock die Verheißung einer vollkommenen Gestalt erschaut und keine Mühe scheut, sie freizusetzen. Wenn jedoch der Werkstoff, mit dem er arbeitet, nicht mitmacht, werden seine Werkzeuge stumpf, und sein Vorhaben wird andauernd vereitelt; der vollkommene Mensch kann nicht ins Dasein gebracht werden.

Clive Sansom sagt: „Gott, der erhabene Schöpfer, wollte Geschöpfe, die teilnehmen an seinem schöpferischen Gestalten; er schuf den Menschen aus seiner schöpferischen Imagination heraus und begabte ihn mit derselben schöpferischen Fähigkeit.“

Wenn wir diesen Gedanken wirklich erfassen, wird uns klar, in wie tragischer Weise menschliche Wesen ihre eigene Natur missverstanden haben; wie in der westlichen Zivilisation vor allem der Verstand entwickelt worden ist auf Kosten jener menschlichen Fähigkeit zu bildhaftem Schauen und schöpferischen Gestalten. Unsere Kinder kommen mit dieser wundervollen Begabung, die tief in ihnen liegt, zur Welt, aber unsere Erziehungssysteme töten sie oft mit ihrem Nachdruck auf Verstandeswissen geradezu ab.

Die Künste sind für mich der Weg gewesen, auf dem religiöses Erleben wirklich und persönlich geworden ist. Da nun aber britisches Quäkertum von ganz früher Zeit an den Künsten ihren wesentlichen Platz im Leben bestritten hatte, brauchte ich viele Jahre, um in meinem eigenen täglichen Leben die widerstreitenden Ansprüche auf meine Zeit zu versöhnen: auf der einen Seite Malen und Musizieren, auf der anderen die mit der Quäker-Mitgliedschaft gegebenen verantwortungsvollen Aufgaben. Ich habe tief nachgedacht über die Beziehung zwischen Religion und Kunst und bin zu der Überzeugung gekommen, dass sie beide aus den gleichen Wurzeln entspringen, den eigentlichen Wurzeln des Seins.

Hingen mein Malen und Geigespielen von der Güte der Ergebnisse ab, hätte ich beides längst aufgegeben. Was mir die Sicherheit gibt, dass ich weitermachen soll, ist das Gefühl, dass ich – merkwürdigerweise – dadurch ein besserer Mensch bin. Wenn ich dabei bin, etwas Schöpferisches zu tun, werden meine Ängste gestillt, und ich empfinde mich nicht mehr als bruchstückhaft. Weil ich Teile meines Selbst einsetze, die sonst allzu oft beiseite geschoben werden, und durch die für das künstlerische Tun erforderliche innere Konzentration packe ich andere Aufgaben mit größerem Eifer an und sehe Menschen und Dinge in einem neuen und besseren Licht.

Ich rechne zwar damit, dass ich mich auch weiterhin unbefriedigt fühlen werde, niemals mit dem, was ich getan habe, vollkommen zufrieden; aber keiner von uns soll in dem Bemühen nachlassen, über sich selbst hinauszureichen, die Schönheit der Welt in sich

aufzunehmen und sie an andere weiterzuvermitteln; – immer in der Hoffnung, dass das, was wir getan haben, Früchte tragen und neue Saat für die Zukunft erbringen kann.

Beten ist unentbehrlich

„Ich glaube“, so sagte Donald Court bei der Londoner Jahresversammlung 1970, „dass unsere Religiöse Gesellschaft nicht an Mangel an Vorhaben, sondern an Mangel an Gebet krankt. Und wenn die äußeren Anzeichen geistigen Verhungerns so entstellend wären wie die des körperlichen Verhungerns, hätte uns das schon längst auf die Knie gebracht. Viele Jahre lang haben Freunde mir erzählt, dass sie regelmäßiges tägliches Beten nicht mehr brauchen. ... ich dagegen könnte dem nächsten Tag nicht entgegensehen ohne eine Zeit, in der das Leben erneuert wird.“

Als ich diese Worte zum ersten Mal hörte, war ich sehr betroffen, denn bis dahin waren meine Versuche mit dem Beten recht wechselhaft gewesen, und es gab lange Zeiten der Vernachlässigung durch eine Überschwemmung mit „äußeren Anliegen“. Dann begann gewöhnlich etwas im Leben schiefzugehen, und allmählich merkte ich die Verarmung und dann eine große Sehnsucht. Sobald mich dringend genug danach verlangte, brachte ich es meist irgendwie fertig, wieder eine Zeit des Gebets in meinen Tagesablauf einzufügen. Mir fiel das Beten aber nicht immer leicht. Ich meine, wir machen einen Fehler, wenn wir denken, das Beten wird von allein und mühelos kommen. Wenn wir es uns jedoch als eine Kunst vorstellen, die erlernt werden muss, wird Enttäuschung uns nicht dazu verleiten, zu leicht aufzugeben. Zweifellos gibt es Menschen, die von Natur her besonders dafür begabt sind und Höhen erreichen, wie sie den Mystikern und Heiligen aller Zeiten bekannt waren. Aber lasst uns doch nie denken, dass Beten nur etwas für Menschen mit besonderem Temperament sei! Für die Freunde, von denen ich hier erzählt habe, traf das nicht zu; jedoch waren sie Menschen, die beteten, einfach weil sie das brauchten.

Wie ich es sehe, ist die Menschheit erst noch im Werden, etwas Unfertiges, in vieler Hinsicht noch auf der tierischen Ebene. Veränderungen – Mutationen – gehen andauernd vor sich. Wir sind Teil des schrittweisen Vorankommens, wir sind auf dem Wege, geistige Wesen zu werden, Gefährten und Mit-Schöpfer mit der göttlichen Schöpfungskraft. Wenn wir hinhören auf „das von Gott“ in uns und in den anderen und ihm antworten, hilft das dem Geschehen voran. Ich habe vorhin zwar etwas darüber gesagt, dass anscheinend der religiöse Glaube in der Welt abnimmt; aber es könnte doch so sein wie bei den Wellen der steigenden Flut an der Meeresküste: ein Zurückweichen nur, um neue Kraft zu sammeln und beim nächsten Mal weiter vorzudringen. Wir leben nicht lange genug, um eine Übersicht zu haben; aber ich glaube, dass unser winzig kleines Leben beiträgt zum Emporkommen des „Menschen der Zukunft“; – sein Urbild ist Christus, ein Wesen geistiger Höhe, in ununterbrochener Verbindung mit dem Göttlichen.

Die Einstellung der Freunde zum Gebet ist heutzutage sehr unterschiedlich. Sie kommen aus sehr verschiedenen Lebenskreisen, und viele haben die Art und Weise des Betens, die ihnen in der Kindheit beigebracht worden ist, verworfen. Dies stellt uns vor die wich-

tige Frage: Wie ist das mit unseren Kindern? Fehlt es uns so sehr an Vertrauen (oder an Glauben), dass wir nicht wagen, die Kinder überhaupt bei irgend etwas zu beeinflussen, da wir ja wirklich wissen, dass sie in echterer Weise zum „Himmelreich“ gehören als wir älteren Leute? Mich betrübt, dass die Gelegenheiten für religiöse Besinnung in der Familie – selbst in ihrer einfachsten Form als Schweigen vor den Mahlzeiten – in vielen Quäker-Familien fehlen. Im Jahre 1964 wurde in der überarbeiteten Ausgabe der „Ratschläge und Fragen“ die Frage 9 weggelassen: „Kommt Ihr täglich in Euren Familien zusammen ...?“ Sie wurde als wirklichkeitsfremd empfunden wegen der modernen Lebensverhältnisse; freilich gab es damals auch Einsprüche und Äußerungen des Bedauerns. Nach meinen eigenen Erfahrungen als Kind und als Mutter war diese Zeit des Zusammenseins in der Familie etwas Kostbares – trotz vorkommender Unterbrechungen, Unehreerbietung und sogar offener Auflehnung; – und nichts hätte sie ersetzen können. Diese Zeit muss ja nicht lang oder feierlich sein – manchmal war sie sogar sehr lustig; aber sie ist eine Anerkennung von Gottes Gegenwart und ein Weg, unseren Dank für Heim und Liebe in der Familie zu zeigen. Sie könnte beim Frühstück sein oder beim Zubettgehen, sie könnte auch die Möglichkeit einschließen, etwas Schönes vorzulesen. Wir können unsere eigene Sammlung von Sprüchen, die wir schätzen, aufbauen. Ich habe jedem meiner Kinder solch ein „Schatz-Büchlein“ gegeben und dabei gehofft, sie würden es ergänzen, wenn sie größer würden. Die Kinder nehmen zunächst das, was wir Eltern in Aufrichtigkeit tun, als völlig natürlich an. Später einmal werden sie selbstverständlich sehr kritisch werden; auch das hat seine Richtigkeit. Aber dann sind die Fundamente schon gelegt. Meine eigene frühe Neigung dazu, beten zu lernen, erwuchs in natürlicher Weise – glaube ich – aus dem unmittelbaren Wissen, dass Beten für meine Eltern wesentlich war.

Was sehen wir eigentlich als Ziel und Sinn des Betens an? Geht es um den inneren Frieden für uns selbst? Aber gibt es nicht Zeiten, in denen wir nicht umhinkönnen, uns beunruhigt zu fühlen? Ist Beten nicht manchmal ein inneres Ringen mit Gott oder mit seinen Boten – wie Jakob es erlebt hat (1. Mose 32,25)? In entscheidungsschweren Zeiten oder in Bedrängnissen sind wir dem viel näher, dass unser Gebet echt ist und uns aus dem Herzen kommt. Zu anderen Zeiten, an den vielen, vielen gewöhnlichen Tagen, mag schon in uns das Gefühl aufkommen, dass wir damit nirgendwo hingelangen. Aber diese regelmäßig eingehaltenen Zeiten verhelfen uns zu einem Lebenshintergrund, sie gleichen dem geduldigen, gleichbleibenden Wieder-Einpendeln, wie wir es bei einer Kompassnadel sehen, die nach jedem Ausschlagen wieder zum Pol zurückschwingt.

Mit zunehmendem Alter ist mir bewusst geworden, dass ich Menschen, die für mich gebetet und mir damit geholfen haben, unermesslich viel verdanke. Man kann nicht äußerlich beweisen, dass Gebete erhört werden; aber die Christus-ähnlichen Freunde, von denen ich erzählt habe, und viele andere auch, sind offenbar sicher, dass das Leben sich ändern lässt, dass Heilung zustande kommen und neues Leben erblühen kann; kurzum Wunder geschehen können. Wenige von uns haben vielleicht ausreichend Glauben und sprechen von „außergewöhnlichem Zusammentreffen der Umstände“ oder „bloßem Zufall“, wenn wir doch in unseren innersten Herzen wissen, dass das nicht alles ist. Wir sind zu befangen, um ehrlich und offen zu sagen: „Es war Gottes Macht.“

Es gibt in unserer modernen Welt viele Kräfte, die dahin wirken, unsere Verbindung mit dem Ewigen zu unterbrechen. Und sicherlich machen auch unsere äußeren Umstände etwas aus für unsere Fähigkeit hinzuhören, für unsere Empfänglichkeit und Achtsamkeit. Oft leben wir in Großstädten, und dann geschieht es leicht, dass unser Leben verwickelt und unübersichtlich ist, unser Denken unzusammenhängend und unsere Kraft ungesammelt. Ich meine, wenn wir das Gebetsleben ernst nehmen, werden wir trotzdem die rechte Zeit und den rechten Ort dafür finden.

Ideal wäre, was Thomas Kelly, ein amerikanischer Quäker-Mystiker unserer Tage, das „Leben zugleich auf zwei Ebenen“ genannt hat. Er spricht vom „Ewigen in seiner Gegenwartigkeit“ und sagt: „Während wir im täglichen geschäftigen Leben nach außen wirken, muss die Nadel unseres Kompasses immer auf den Polarstern der Seele zeigen. So wird das innere Licht zum wahrsten Lenker des Lebens. ... Wir müssen uns daran gewöhnen, unseren Geist auf Ihn zu orientieren ... wochen-, monate- und jahrelang, ... bis wir eine gewisse Beständigkeit erreichen. ... Gebt euch Ihm hin, der ein viel besserer Lehrer ist als all diese äußeren Worte, und ihr werdet Ihn finden ...“ – Das erinnert an Worte von George Fox: „Christus ist gekommen, selbst sein Volk zu lehren.“

Diese Äußerungen stammen aus Aufsätzen von Thomas Kelly, die kurz nach seinem Tode, 1941, als Büchlein mit dem Titel „A Testament of Devotion“ veröffentlicht worden sind. Eine Übersetzung ins Deutsche, die den Titel „Heiliger Gehorsam“ trägt, liegt vor. Ich wünschte, dieses Büchlein voller geistiger Weisheit aus persönlicher Erfahrung wäre in jedem Quäker-Haushalt vorhanden.

Nun muss ich noch die Verbindung, die Thomas Kelly mit den deutschen Freunden hatte, erwähnen: Er hat in den Jahren 1924 und 1925 als Vertreter der amerikanischen Freunde im neuen Quäkerbüro in Berlin gearbeitet. Richard Cary hat die Arbeit später weitergeführt. Im Sommer 1938 war Thomas Kelly noch einmal in Deutschland und hat in jenem Jahr die Richard-Cary-Vorlesung gehalten. Was er da im Wesentlichen gesagt hat, ist im letzten der fünf Aufsätze in dem Büchlein „Heiliger Gehorsam“ nachzulesen.

Ich habe versucht, zu euch zu sprechen über das, was mir als Thema meiner Vorlesung vorgeschlagen worden ist: euch einiges von den inneren Erlebnissen und Erfahrungen meines Lebens mitzuteilen und etwas über die Lebensquelle des Quäkertums zu sagen. Dabei ist es freilich so wie bei fließendem Wasser: man kann diesen Lebensquell nicht mit einer Definition fassen; er quillt neu für jede Generation.

Die frühen Quäker waren Männer und Frauen, die auf den göttlichen Geist in sich lauschten und mit ihrem Leben antworteten. Das Licht des Christus, das in ihnen leuchtete, kann und soll auch uns erleuchten – uns gewöhnliche Menschen, dazu aufgerufen, für die Wahrheit zu zeugen.

„Lasst euer Leben sprechen!“ – Unser Leben spricht freilich auf jeden Fall, ob wir das möchten oder nicht. Worauf es dabei aber ankommt, ist, was unser Leben jeweils sagt.

Cary Vorlesungen seit 1936

- 1936 Hans Albrecht „Urchristentum, Quäker und wir“
- 1937 Alfons Paquet „Die Religiöse Gesellschaft der Freunde“
- 1938 Thomas Kelly „Das Ewige in seiner Gegenwärtigkeit und zeitliche Führung“
- 1939 Carl Heath „Das Leben, ein Gebet“
- 1940 Walther und Johanna Rieber „Lebensbejahung“
- 1947 Emil Fuchs „Die Botschaft der Bibel“
- 1948 Robert Limburg „Gandhi und wir“
- 1949 Margarethe Geyer „Die Gewissenskrise unserer Zeit und die Bibel“
- 1950 Otto Frick „Die Kraftquellen unseres Lebens“
- 1951 Manfred Pollatz „John Woolman. Von der schöpferischen Kraft der Persönlichkeit“
- 1952 Cornelius Kruse „Rufus M. Jones und sein Werk“
- 1953 Willy Wohlrabe „Die göttlichen Kreise“
- 1954 E. A. Otto Peetz „Berufung und Sendung“
- 1955 Wilhelm Mensching „Was bedeutet uns Paulus?“
- 1956 Henriette Jordan „Vom Wesen der Begegnung“
- 1957 Ruth E. von Gronow „Die Stellung der Bibel in der Gesellschaft der Freunde“
- 1958 Margarethe Lachmund „Der innere Friede und die notwendige Unruhe“
- 1959 Fred Tritton „Quäker im Atomzeitalter“
- 1960 Emil Fuchs „Jesus und wir“
- 1961 Horst Brückner „auf dass wir leben“
- 1962 Elisabeth Rotten „Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit und Frieden“
- 1963 Roland L. Warren „Prophet – Vermittler – Versöhner“
- 1964 Walther Rieber „Quäkerhaltung in unserer Zeit“
- 1965 Helene Ullmann „Der Mut zur reinen Tat. Richard Ullmann, sein Leben und sein Werk“
- 1966 Otto Buchinger „Geistige Vertiefung und religiöse Verwirklichung durch Fasten und meditative Abgeschiedenheit“
- 1967 Margaret S. Gibbins „Sucht, Findet, Teilt: Jetzt ist die Zeit“
- 1968 Douglas V. Steere „Gegenseitige Erleuchtung. Ein Quäker-Standpunkt zur Ökumene“
- 1969 Annemarie Cohen „Mitmenschliche Verantwortung – Realität des Alltags“
- 1970 Eva Hermann „... in dem, was ewig ist ...“
- 1971 Ekkehart Stein „Gott braucht Menschen“
- 1972 Otto Cziarski „Das Schöpferische in einer gefährdeten Welt“
- 1973 William R. Fraser „Einige Aufgaben und Möglichkeiten der Erziehung“
- 1974 David Blamires „Schöpferisches Zuhören“
- 1975 Gerhard Schwersensky „Gott, Religion und die Konfessionen. Versuch einer Klärung“
- 1976 Hans Haffenrichter „Woher die Bilder kommen. Gedanken über Kunst und Meditation“
- 1977 Hans Schuppli „Konsequenzen einer Quäker-Glaubenshaltung“
- 1978 David Eversley „Wege der Gemeinsamkeit in einer Zeit des Zwielflichts“
- 1979 Heinrich Carstens „Alles ist Euer – Ihr aber seid Gottes“
- 1980 Elisabeth Hering „Das Vermächtnis der frühen Freunde – Anruf und Auftrag an uns“
- 1981 Margarethe Scherer „Was nennt Ihr mich Herr, Herr! Und tut doch nicht, was ich sage?“
- 1982 Duncan Wood „Frieden schaffen im Glauben und Handeln der Quäker“

Cary Vorlesungen

- 1983 Georg Schnetzer „Fürchtet Euch nicht...“
- 1984 Pleasaunce Holtom „Lasst Euer Leben sprechen“
- 1985 Hans Petersen „Einzelheiten zum Ganzen“
- 1986 Helga und Konrad Tempel „... dass man da wohnen möge“
- 1987 Wolfgang Harms „Der Raum der Stille im Alltäglichen“
- 1988 Ines Ebert „Es ist ein Licht in jedem Menschen“
- 1989 Annelies Becker „Glauben, der nicht zu Taten führt, ist ein lebloses Ding“
- 1990 Helmut Ockel „Bin ich meines Bruders Hüter?“
- 1991 Paul Oestreicher „Die Quäker: Ein Orden in der Gemeinschaft der Christen?“
- 1992 Heinz Röhr „Quäker sein zwischen Marx und Mystik“
- 1993 Maurice de Coulon „Jesu Nachfolge heute – Vom Erlöser zum Leitbild“
- 1994 Harvey Gillman „Spirituelle Freundschaft – Neue Modelle/Neue Beziehungen“
- 1995 Annette Fricke „Meine Erfahrung der Botschaft von George Fox durch seine Episteln“
- 1996 Heinrich Brückner „Kinder zwischen naiver und intellektueller Religiosität“
- 1997 Inge Specht „Soziale Zeugnisse der Quäker“
- 1998 Hans-Ulrich Tschirner „Quäker in der Gesellschaft“
- 1999 Dori Verness „Das Sichtbare verwandeln. Ein Leben in Versunkenheit inmitten von zielbewusst handelnden Menschen“
- 2000 Kurt Strauss „Quäkerglaube, Quäkerzeugnis, und Quäkerarbeit - Gestern, heute und morgen“
- 2001 Rex Ambler „Licht, darin zu leben – Erkundungen in der Spiritualität der Quäker“
- 2002 Roswitha Jarman „Vom Wesen und Werk der Liebe“
- 2003 Robert Antoch „Halt lieb deinen Genossen, Dir gleich. Ich bin's.“
- 2004 Tony Fitt „Quercus Quakerus. Die Wurzeln und Blüten des Quäkerbaums im 21. Jahrhundert“
- 2005 Eva Pinthus „Schüttet das Kind nicht mit dem Bade aus. Story, Gemeinschaft, Herausforderung für die Religiöse Gesellschaft“
- 2006 Gisela Faust „Nimm auf, was dir Gott vor die Tür gelegt hat“
- 2007 Daniel O. Snyder „Das Friedenszeugnis als Sakrament. Die Beziehung zwischen Friedensarbeit und persönlicher Spiritualität“
- 2008 Lutz Caspers „Uneben, gefährdet, behütet. Vom Mosaik meines Lebens“
- 2009 Eberhard Küttner „Interreligiosität. Die Suche nach der Einheit in der Vielfalt“
- 2010 Heidi Blocher „Suchet zuerst das Reich Gottes und alle diese Dinge werden euch gegeben werden“
- 2011 Julia Ryberg „Wahrhaftig leben – Ent-täuscht und erhellt werden“
- 2012 Ursula Bircher „Quäkerwerte leben – Neue Wege, um Grenzen zu erweitern“
- 2013 Martin Kunz „Denken, Glauben, Hoffen: Variationen in Grau.“
- 2014 Neithard Petry „Was kann Ich sagen? Gedanken eines religionsphilosophischen Heimwerkers“
- 2015 Esther Köhring „Wurzeln und Flügel. Wachsen dürfen in der Gemeinschaft der Freundinnen und Freunde“
- 2016 Janet Kreysa „Offen für neues Licht“

